Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 48

Artikel: Onkel Hermann
Autor: Chappuis, Edgar

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-648372

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Onkel Hermann.

Bon Edgar Chappuis.

Don den Persönlichkeiten, die in die Tage meiner Kind= heit hineinragten, ist diejenige, welche unbestreitbar den größ= ten Eindruck auf mich gemacht hat, Onkel Hermann, der Schriftsteller. Run ist er schon viele Jahre tot, und da er unverheiratet geblieben ist, trauert wohl niemand mehr um den geistvollen, gütigen Menschen, dem das Leben so hart

mitgespielt hat.

Ich besaß verschiedene Ontel, worunter einige, die es ordentlich weit gebracht haben und zu öffentlichem Ansehen gelangt sind. Einer von ihnen war ein bekannter Staats= mann und Politifer, ein anderer brachte es zum forschen Ravallerieobersten der Schweizerischen Armee. Ja, das bedeutete für mein Knabengemüt schon etwas und zwar nicht wenig. Ich blidte zu ihnen auf, bewunderte sie, schwelgte in Zukunftsträumen, es ihnen einst gleichzutun. Doch auch sie verblagten vor Onkel Hermann, um dessen Gestalt sich ein geheimnisvolles Mysterium wob, etwas Unsagbares, das man bloß ahnen, aber noch nicht recht verstehen konnte.

Ich sah ihn selten, den schönen Mann mit den großen lebhaften Augen, dem marmorblassen Gesicht und dem dichten schwarzen Vollbart. Er wohnte weit von uns in der Stadt Genf, und nur ab und zu erschien er auf kurze Tage, oder bloß für wenige Minuten wie ein Meteor am Himmel meiner Rindheit, seltsam, unbegreiflich, gutig, aber stets etwas traurig, in sich gekehrt, wie einsame Menschen es so an sich haben, wenn sie aus ihrer gewohnten Umgebung geriffen werden und sich nicht mehr zurecht finden unter vielen Men=

schen, an die sie nicht gewöhnt sind.

Ontel Hermann nahm mich dann an der Hand, ging mit mir in die Stadt hinunter, zeigte mir die schöngeschmudten Schaufenster. Und wenn wir zu einem Spielwarengeschäft tamen, trat er wohl mit mir ein und taufte mir etwas. das mir Freude machte. Auf dem Beimweg wurde er nicht mude, mir herrliche Fabeln und Märchen zu erzählen, die auf das eben Gekaufte Bezug hatten, so daß mir der tleinste geschenkte Gegenstand zu einem wichtigen Ereignis wurde, zu einem koftbaren Besit, an dem meine Knabenseele innig und in unwandelbarer Treue hing. Doch taum hatte ich recht Zeit gefunden, mich seiner

Gegenwart zu freuen, so war der Onkel schon wieder fort, irgendwohin, nach Paris oder London, in die Berge oder an einen See weit unten im Suden, und wir hörten und

sahen oft jahrelang nichts mehr von ihm.

Wenn ich meine Mutter fragte, was Onkel Hermann mache, antwortete sie mir: "Er schreibt Bücher, mein Junge."
"Bücher schreibt er, so? Was steht denn in diesen Büchern? — Geschichten, Märchen, etwas Lustiges, doch?"

"Lustiges und Trauriges, Wahres und Ersundenes, wie es ihm in den Sinn kommt, wie er es gerade erlebt und fühlt. Denn weißt du, Kind, das Bücherschreiben ist keine leichte Sache."

Dann schwieg sie und sah vor sich hin, und mir war, als muffe sie an unfern Onkel Hermann denken, der schon so lange nicht mehr bei uns gewesen und den sie doch gut leiden mochte, denn das hatte ich immer bemerkt.

Bater war in dieser Beziehung anders. Er lachte oft über seinen Bruder, den er einen gescheidten Phantasten, der es nie zu etwas bringen werde, nannte. Was nun ein Phantast war, wußte ich damals noch nicht. Aber es er= höhte die Meinung, die ich von Onkel Hermann hatte, noch bedeutend. Wenn ich abends oft lange in meinem Bette nicht einschlafen konnte, fiel mir der Onkel ein, und ich dachte an eine Fabel, die er mir während seines letzten Be-suches erzählt hatte. Das war immer schön und innig, und noch im Schlafe träumte ich daran weiter.

Es kam die Zeit, wo ich selber zur Schule mußte und lesen und schreiben lernte. Ganze Nachmittage verbrachte ich auf einem niedern Stuhl im Wohnzimmer und las und

las, und fein noch fo heller Sonnenschein vermochte es, mich ins Freie zu loden. Ich versant im Banne der Erzählung, erlebte alles mit, machte es mir zu eigen und hatte für meine alltägliche Umgebung wenig Interesse mehr. Bater meinte oft, der Onkel spuke in mir. Ich verstand

ihn nicht, aber es dünkte mich, als läge eine Art von Anerken-

nung in dieser Bemerkung.

Die Jahre vergingen. Ich war viel frank und die Schule bereitete mir daher ziemliche Mühe. Doch an einem Fache hatte ich meine helle Freude, das war der Auffatz. Wenn der Lehrer uns ein Pensum aufgab oder uns gar frei wählen ließ, so fühlte ich mich gludlich, schrieb und schrieb, daß meine Schulkameraben, die um mich sagen, und an der Feder fauten, nur so staunten, und gar nicht begriffen, wie ich immer etwas zu schreiben wußte. War dann die Stunde porbei, so tat es mir leid, aufhören zu müssen, da ich ja noch eine ganze Menge gewußt hätte, die ich jest für mich behalten mußte. In der folgenden Stunde kam es dann auch vor, daß der Lehrer meinen Aufsatz vorlas, nicht ohne mich zu fragen, woher ich den Titel und Inhalt genommen habe. Woher? Wohl von mir. Das verstand sich gewiß von selber! — Ich fühlte mich beinahe gefränkt, daß man so albern fragen konnte.

Es war an einem schönen Tage Ende April. Die Amsel sang auf der Linde vor dem Fenster. Der Birnbaum pranate im Schmude seines herrlichen Blütenkleides. Es war für mich eine feierliche Geburtstagsstimmung, die noch dadurch erhöht wurde, daß ich vor meinen Geschenken saß, unter denen sich das lette Buch von Ontel Sermann, "Fabeln", befand.

Mutter saß an ihrem Arbeitstischhen, nähte, schaute lieb vor sich hin und schaute mich immer wieder an mit einem warmen wohltuenden Blid, der mir alles verschönerte. Da begann sie leise vom Onkel zu sprechen, von seinem ein= samen Leben in der großen Stadt, seinen Rämpfen ums täg= liche Brot, seinem Ringen nach Anerkennung in der Runft.

Und auf einmal wurde mir der geliebte Onkel Hermann lebendig, gewann neue Gestalt für mich. Ich faltete die Sände im Schoß und hörte andächtig zu. Mutter erzählte, wie er Medizin studiert, aber dazwischen immer und immer gelesen und geschrieben habe, bis er sich entschlossen habe, auf den Arztberuf zu verzichten, um nur seinen Büchern zu leben. Sie berichtete mir, wie er einen verwöhnten Prinzensohn unterrichtete, um aus dem Berdienst leben zu können, ja, wie er Nächte hindurch arbeite und schreibe, immer schreibe; denn es sei in ihm und musse heraus. Das war es also, was seinem Untlit einen so ernsten traurigen Ausdruck ver= lieh. Es war also gar feine leichte Sache, Bücher zu schreiben. Ja, man mußte dabei oft hungern und frieren, mußte bittere Enttäuschungen erleben, mußte fämpfen. Und doch mußte es wieder schön sein, den andern etwas sagen, etwas geben zu können, sie damit zu beschenken, oft ohne Dank zu ernten. Ich saß da und staunte vor mich bin. Die Mutter schwieg, nähte weiter, strich sich das Haar zurecht und schaute mich liebevoll an.

Einsam war der Onkel Hermann! Satte er denn nie manden, der ihn liebte? War er immer allein mit seinen Gedanken? - Mit ganz andern Augen schaute ich auf das bunne Bandchen auf dem Tisch vor mir. Jede Zeile, die darin gedrudt stand, war erdacht, erkämpft. Ein Stud seines eigenen Lebens lag in diesem Buche. Ich bog den Deckel um, begann zu lesen. Geschichten von Tieren des Waldes, von Bögeln und Wild, aber alle hatten etwas Menschliches an sich, als vermöchten sie zu denken, zu sprechen. Seltsam dieser Onkel Hermann. Was er wohl damit sagen wollte? Die Großen würden es wohl verstehen. Ich war noch zu flein mit meinen 12 Jahren.

Der Abend fam. Sachte verschwand vor dem Fenster die grüne Linde und um den weißen Birnbaum woben garte Nebel, die ihn bald verhüllten. Die Amsel schwieg und es war still. Wo nun wohl der Ontel weilte? Ob er gerade schrieb,

ob er froh war oder traurig. "Fabeln von Hermann..."

Wenn er einmal gestorben war, so würde sein Name noch immer auf seinen Büchern stehen, noch immer seine Worte von den Menschen gelesen werden. Das war doch etwas Großes.

Ein bedeutungsvoller Tag brach an. — Ich war konfirmiert und erwachsen! Ich durfte zum Onkel nach Genf!
— Stunde für Stunde fuhr ich auf der Eisenbahn. Bor mir dehnte sich weit und blau der Genfersee. Es war ein wunderschöner Tag. In Genf nahm mich Ontel Bermann, gütig, wie immer, in Empfang, führte mich durch die Stadt,

und nahm mich dann mit in seine Klause, wie er es nannte. Rahe bei der Cathédrale St. Pierre bewohnte er zwei fleine Zimmer eines mittelalterlichen Saufes. In einem stand sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, im andern, etwas größeren, turmten sich an allen Wänden entlang Bücher, nichts als Bücher. Einige waren gebunden, andere broschiert. Es gab da kleine zierliche, und dicke unförmliche Schmöcker auf deutsch und französisch, englisch, italienisch und lateinisch.

Es roch nach Leder und Pappe, roch moderig und neu, doch über alle flog vom Hofe her ein Sonnenstrahl und vergoldete sie, daß ihre Titel aufleuchteten.

"Sieh mein Junge, das ist mein Reich, das hier sind meine Freunde, die mich nicht entläuschen und mir treu blei-

ben, ob es mir gut geht oder nicht." Liebkosend fuhr er über die Bücherreihe, zog hier einen Band hervor, blätterte dort in einer auf dem Schreibtisch liegenden Broschure und seine Augen blidten dabei jung und froh; als besite er die größten Schäte der Welt.

Auf einem Regal stand ein Totenschädel, links von ihm

eine Studentenmute, rechts ein verrosteter Degen.

"Erinnerungen aus meiner Universitätszeit, als ich noch glaubte, menschliche Krankheiten des Leibes kurieren zu wollen. Aber ich weiß nun Bessers und Edleres: die Seelen muß man heilen, das Innere des Geistes öffnen und veredeln, dann wird auch der Rörper gesund.

Ich blidte mich um, fast ehrfürchtig und mit einer Scheu,

wie ich sie bisher nur in einer Rirche empfunden.

"Und deine eigenen Bücher, Onkel, wo sind sie?"

Mit einer müden Gebärde deutete er auf eine Rommode. "Dort, mein Lieber, noch nichts von Bedeutung, herzlich wenig.

Und er begann von seinem Bemühungen zu reden, von seinen Soffnungen und Enttäuschungen. Es waren leiden= schaftlich gesprochene Worte voll Bitterkeit, und dann wieder starke, zuverschtliche, an denen er sich selber zu begeistern schien.

Un einer Wand, an der ein schmaler Plat ohne Bucher geblieben war, hingen einige Photographien: die Bariser

Sorbonne und Bilder von Jugendfreunden.

"Paris! Ia, da solltest auch du einmal hingehen. Das ist eine Stadt! — Er sprach von der altehrwürdigen Sor= bonne, an der er zwei Semester studiert, von seinem Lebens= traum, in die Académie aufgenommen zu werden, und seine Augen schimmerten dabei, als sähe er diesen Traum verwirts licht vor sich. Was war sein Leben? Ein ständiger Kampf, ein Ringen nach Anerkennung. Ein völliges Sichausschütten an die andern, die doch oft so wenig Berständnis dafür hatten, so prosaisch und nüchtern waren, und ihn belächelten, als Schwärmer und Phantasten. Dieses Wort verstand ich jett. Hatte man es in der Schule nicht schon mir gegenüber angewandt?

Schnell vergingen die Stunden bei meinem Onkel. Rur ungern verabschiedete ich mich am späten Abend von ihm und fuhr wieder heimzu. Was ich vernommen und erlebt, klang stark und nachhaltend in mir weiter. Der einsame Mann dort unten in der leichtlebigen Stadt tat mir leid, und zugleich nötigte er mir Bewunderung ab. Das war einer, der unbeirrt seiner Wege ging, einer, der immer grad= aus schaute, das Ziel vor Augen. Er gab sich nicht mit Halbheiten zufrieden, kummerte sich nicht um Dürftigkeit, ja Armut. Er lebte seinem Ideal, und sollte er an ihm zugrunde gehen.

Noch im Serbst des gleichen Jahres starb Onkel Ser= mann, einsam, wie er gelebt. Und ber Mann, der zeit= lebens wenig Freude und Anerkennung gefunden, jett, wo er tot war, ward sie ihm zuteil. Auf einmal erinnerten sich die führenden Tageszeitungen, die literarischen Zeitschriften seiner. In langen Artiteln wurde seines Schaffens gedacht, anerkennend, des Lobes voll. Es war, als wollte man nachträglich gut machen, was man einst an ihm verbrochen.

Ich las die Artikel, sammelte sie, ein seltsames Gefühl im Berzen. Wieder sah ich mich in seinem Studierzimmer in Genf, von Büchern umgeben, die Augen leuchtend, die hohe weiße Stirn von schwarzen Loden umrahmt, wie von einem innern Feuer durchglüht. Nun war er tot. Nun fand sein unruhiger, unstäter Geist den Frieden, den ihm dieses Leben nicht zu geben vermocht. Run erinnerte man sich seiner. holte wohl auch eines seiner Werke hervor, staubte es fein säuberlich ab und begann zu lesen.

So war die Welt. — Ich hatte keinen Onkel Hermann mehr. Aber trot seiner großen Armut hatte er mir ein Erbe überlassen, das Gedenken an einen aufrechten mutigen Menschen, der sich bis zum Schluß treu geblieben war.

Für mich blieb Onkel Hermann die stille innige Liebe meiner Kindertage. Und noch heute kann ich nur mit Rührung und Wehmut all der einsamen Rämpfe gedenken, die er allein ausgesochten hat, mutig ausharrend und an sich glaubend, an sich und seine Bestimmung.

## Lieder am Abend.

Von Otto Frei.

I.

Wieder macht ein müder Tag Stumm die Augen gu, Läßt ben Mantel von sich gleiten, Legt sich hinter Wald und Weiten Still zur Ruh.

Romm, wir wandern an den See, Der noch golden blinkt, Plaudern mit der muntern Welle, Bis am Berg die lette Selle Blagt und sinkt.

Run fei's genug für heute; Run leg ben Strumpf beiseite Und laß die Arbeit ruhn! Es war ja seit dem Morgen So viel vergrämtes Sorgen In deinem Tun.

Noch dies und das? O schweige! Gib von der Wand die Geige Und stimme fröhlich ein! Das Glud will auch sein Teilchen; So wollen wir ein Weilchen Wie Rinder fein.

III.

Abends, wenn ich einsam bin, Stimm ich meine Laute. Tag, dem ich so irrig traute, Sei bedankt und fahre hin!

Munter zupf ich Ton um Ton Aus den hellen Saiten. Träume, die mein Spiel begleiten, Sind ein farger Sängerlohn.

Aber manchmal prunkt ein Klang Wie aus Gold gesponnen. Gelig, wenn er längst zerronnen, Lausch ich noch die Nacht entlang.